

MARTIN KURZREITER: *Der Begriff des Individuums in der Philosophie Arthur Schopenhauers*. Frankfurt a.M./ Bern/ New York/ Paris: Peter Lang 1992. 407 S.

Der Begriff des Individuums spielt in Schopenhauers Philosophie eine entscheidende Rolle und gehört doch zugleich zu den unklarsten seines Systems. Dieses etwas paradoxe Verhältnis teilt die Schopenhauersche Philosophie mit so mancher modernen Theorie vom Menschen, doch während dort in der Regel der Begriff des Individuums als selbstverständlich genommen und gar nicht als Problem erkannt und thematisiert wird, ist er bei Schopenhauer als Problem ständig gegenwärtig; bei ihm resultiert die Unklarheit daher nicht aus jenem Mangel an Reflexion, sondern aus der Vielfältigkeit von Aussagen darüber und der Widersprüchlichkeit der Konzeption. Der Begriff des Individuums hat nämlich bei Schopenhauer eine herausragende systematische Bedeutung, die einerseits in seinem Ansatz, die Welt aus dem Menschen verstehen zu wollen, andererseits in der Rolle, die das *principium individuationis* für die Metaphysik und seine Durchschauung für Ästhetik und Ethik spielen, deutlich wird. Angesichts dieser Umstände ist die Verwunderung des Verf. darüber, daß bisher noch keine Monographie zu dem Thema vorliegt (7), verständlich, und es kann die Dringlichkeit einer solchen Untersuchung gar nicht genügend hervorgehoben werden. Allein deswegen, weil sie das Problem auf die Tagesordnung gebracht hat, kommt der Arbeit ein Verdienst zu.

Um die Erwartungen wieder etwas zu dämpfen, sei jedoch gleich zu Anfang darauf hingewiesen, daß entgegen dem Wortlaut des Titels der Leser in diesem Buch kaum Aufklärung über den *Begriff* des Individuums in Schopenhauers Philosophie finden wird (vgl. 45). Er wird auch vergeblich nach einer ausführlichen und kritischen Erörterung der Lehre vom *principium individuationis*, die doch in erster Linie zu erwarten wäre, suchen (vgl. 39f., 58). Das Anliegen des Verf. besteht vielmehr darin, Schopenhauers „Versuch zu einer Neubestimmung und Legitimierung konkreter menschlicher Selbstverwirklichung“ darzulegen, bei dem „bereits das traditionelle Verhältnis von *essentia* und *existentia* neu formuliert und entschieden anders gedeutet wurde“ (7f.). Zu diesem Zweck soll der „Stellenwert der Individualität und deren unterschiedliche Bewertung in den verschiedenen Bereichen der Willensmetaphysik“ überprüft werden, auch um die unterschiedlichen Charakterisierungen Schopenhauers in der Literatur als Individualist und Antiindividualist einzuholen (8).

So lobenswert das Anliegen einer umfassenden Berücksichtigung des Gesamtwerks einschließlich des Nachlasses und der Vorlesungen ist, die Durchführung des Vorhabens läßt hinsichtlich der Wissenschaftlichkeit einiges zu wünschen übrig. Das beginnt bereits mit den methodischen Überlegungen. Daß auf eine Explikation des „einzigen Gedankens“ Schopenhauers verzichtet wird (9), mag im allgemeinen angehen, nicht aber, wenn die Verschränkung von Wille und Vorstellung, die den einen Gedanken ausmacht, von vorneherein als im Sinne einer „Daseinshermeneutik“ geklärt crachtet wird (11). Der Begriff der Daseinshermeneutik

neutik, der offensichtlich – jedoch ohne Hinweis – von Rüdiger Safranski übernommen wurde und gelegentlich auch durch „Daseinsanalytik“ (12, 58, 70) ersetzt wird, bleibt ebenso ohne Erläuterung wie das erwähnte „traditionelle Verhältnis von *essentia* und *existentia*“, das ja in der Tradition ganz und gar nicht einheitlich gesehen wurde. Anstelle einer derartigen Erläuterung enthalten die methodischen Vorüberlegungen lange und relativ überflüssige Ausführungen über Zitation und Texttreue.

Was soeben über das Vorwort gesagt wurde, läßt sich nun auch bei der Durchführung der Untersuchung feststellen, die vielversprechend in die drei Kapitel „Metaphysische, erkenntnistheoretische und psychologische Implikationen des Menschenbildes“, „Die Charakterologie“ und „Individualität und Ethik“ gegliedert ist: Eine sehr breite, bisweilen ins Feuilletonistische tendierende Darstellungsweise wirkt sich zuungunsten der wissenschaftlichen Stringenz aus und ist darüber hinaus mit einem für eine Dissertation schon erstaunlichen Mangel an begrifflicher Präzision verbunden. Ausdrücke wie „Diskursebenen des Menschenbildes“ (35), „Präzisionsbedingung von Subjekt und Objekt“ (39), der „phänomenologische Charakter der Individualität“ (374), und Formulierungen wie: Schopenhauer ist „erkenntniskritisch seinen eigenen Thesen gegenüber“ (56); „die Todesbefangenheit zeichnet ... den Menschen hinsichtlich seiner anthropologischen Mittellosigkeit aus“ (102); „die transzendente Reflexion auf das Selbstbewußtsein ... erfüllt als *denominatio a potiori* die Aufgabe ...“ (109); der „Standpunkt der *denominatio a potiori*“ (145) oder „Todesfurcht als Indikator des philosophischen Diskurses“ (147), sind leider keine Seltenheit, sondern eher die Regel. Auf der anderen Seite werden z.B. die Ausführungen zur Charakterlehre durch lange Exkurse zu Menschenkenntnis, Physiognomik und Partnerwahl oder die Behandlung der Rechtsphilosophie durch ausgiebige Erörterungen zur Monogamie (299f.) gestreckt. Auffällig ist, daß hauptsächlich aus den *Parerga*, dem Nachlaß und den Vorlesungen, nur relativ wenig aus dem Hauptwerk zitiert wird. Dieses Merkmal teilt die Arbeit Kurzreiters mit einigen neueren Veröffentlichungen, und so begrüßenswert die Heranziehung dieser Texte im allgemeinen auch ist, so sollte doch nicht vergessen werden, daß die zu Lebzeiten veröffentlichten Texte und insbesondere das Hauptwerk für die Deutung der Schopenhauerschen Lehre Vorrang haben.

Die Mängel der Arbeit sind um so bedauerlicher, als es an interessanten und wertvollen Ansätzen durchaus nicht fehlt, die jedoch ihretwegen nicht zum Tragen kommen. So besteht der Verf. auf einer differenzierten Betrachtung des Verhältnisse von Wille und Ding an sich und verwahrt sich ganz zu Recht gegen die in der Literatur immer wieder vorgenommene Hypostasierung des Schopenhauerschen Willens zum Ur- oder Weltwillen (374, 386 u.ö.). Es genügt jedoch nicht, zu sagen, der Wille sei nicht „mit dem Ding an sich ident zu setzen“ (49), sondern vielmehr „bloß relativ zum Ding an sich“ (58; eine recht zweifelhafte Formulierung, da Schopenhauer explizit lediglich sagt, der Wille sei Ding an sich bloß relativ zur

Erscheinung), und als Alternative nur eine nicht weiter definierte Bezeichnung des Willens als „eine Art heuristischer Funktionswert“ (ebd., 71) oder „Metapher“ (270) anzubieten, wobei die unmittelbare Erkenntnis des Selbstbewußtseins „transzendente Reflexion“ (53) genannt wird, ohne daß dieser Begriff in Abgrenzung zu seinem Gebrauch bei Kant bestimmt wurde. Die für die Interpretation Kurzreiters grundlegende Feststellung eines „mehrfachen Perspektivenwechsels“ in Schopenhauers Lehre, der auch die unterschiedliche Bewertung der Individualität zur Folge habe (62f., 73, 109ff., 343, 374ff.), ist wenig hilfreich, wenn kein Grund oder keine Logik des Perspektivenwechsels angegeben wird.

Nicht nur hinsichtlich der Gesamtthematik legt der Verf. den Finger auf entscheidende und bisher zu wenig beachtete Punkte der Schopenhauerschen Konzeption. Die Absicht, das Verhältnis von empirischen und intelligiblem Charakter auch unter Einbeziehung des „erworbenen Charakters“ eingehender zu überdenken (23ff., 167ff., 264ff.) und den über die Erklärbarkeit durch das Individuationsprinzip hinaus ins Metaphysische reichenden qualitativen Aspekt der Individualität ernst zu nehmen (158, 276, 286, 349ff.), sind hier ebenso zu nennen wie das Eingehen auf Schopenhauers Theorie der ewigen Gerechtigkeit (334ff.), der Hinweis auf das nichtkategoriale Verständnis der Einheit des Willens als Ding an sich (166f.), die Differenzierung zwischen der metaphysischen Darstellung der Ethik im Hauptwerk und der „empirisch-analytischen“ in den Preisschriften (168f., 329, 336) sowie die das Verhältnis Schopenhauers zu Schelling, insbesondere in der Frage der moralischen Freiheit, betreffenden Exkurse (63ff., 276ff.). Berücksichtigt man, daß das Buch Kurzreiters als Dissertation bereits drei Jahre vor der Veröffentlichung und damit ein Jahr vor dem Erscheinen von John E. Atwells vorzüglicher Studie *Schopenhauer – The Human Character* vorgelegen hat, so muß man anerkennen, daß es eine Reihe von Themen für die Schopenhauerforschung erschlossen hat. Hätte der Verf. sich vornehmlich auf diese Punkte beschränkt und sie dafür konsequent und präzise entwickelt, so hätte ein hochrangiger Beitrag zur Schopenhauerforschung entstehen können. In der vorliegenden Form aber kann man mit den eigenen Worten des Verf. höchstens von einem „Versuch, einen Querschnitt der Individuationsproblematik ... zu vermitteln“ (362) sprechen, wobei allerlei, auch viel Überflüssiges, angeschnitten, nichts jedoch in seinem ganzen Umfang und seiner systematischen Stellung ausgearbeitet wurde. Für den, dessen Interesse nicht so sehr auf eine schlüssige wissenschaftliche Darstellung gerichtet ist, kann jedoch das Buch, wenn er von den sprachlichen Schwächen absieht, durchaus einigen Wert haben, da es eine reiche Auswahl von selten zitierten Schopenhauerstellen enthält und auch die Sekundärliteratur in beachtlichem Umfang einbezieht.

Matthias Köbler, Mainz